

Schneit es, oder ascht es?

Cilli Drexel inszeniert die Erstaufführung von Thomas Köcks Klimatrilogie

„paradies fluten / hungern / spielen auf der Großen Bühne.

Dass der menschengemachte Klimawandel im Gang ist, daran lässt die ernstzunehmende Wissenschaft keinerlei Zweifel. Durch Ausbeutung von Mensch und Natur sind wir im 21. Jahrhundert dabei, auf unserem Planeten nachhaltige Zerstörung anzurichten. Wie gravierend die Folgen sein werden und in welchen Zeitetappen sie stattfinden werden, ist noch ungewiss.

Die US-amerikanische Biologin Donna Haraway ist überzeugt davon, dass wir in dieser Situation weder allein auf technologische Entwicklungen hoffen noch einer zynischen Endzeitstimmung verfallen dürfen, sondern dass wir „unruhig bleiben“ müssen. Thomas Köck setzt mit seiner großangelegten und sprachmächtigen Klimatrilogie in diesem Sinne eine Beunruhigungsmaschinerie für die Zuschauer*innen in Gang. Der Klimawandel oder eine bevorstehende Klimakatastrophe sind in den drei Stücken nicht vordergründig als Wetterentwicklungen beschrieben, sondern es wird das Klima als Ergebnis unseres kapitalistischen Wirtschaftens anhand von mitunter äußerst berührenden Menschengeschichten erzählt. Wie leben Menschen in einer Welt, die ausschließlich der Logik eines stetig wachsenden Marktes folgt? Und wo hat dieses (Wirtschafts-) System seinen Ursprung?

Unser Planet ist zunächst einmal der Boden unter unseren Füßen und diesen Boden untersucht Thomas Köck: historisch, im Hier und Jetzt, perspektivisch. Die abgelagerten „Sedimente“, von denen in der Trilogie immer wieder die Rede ist, erzählen Geschichten von jahrhundertelanger Ausbeutung. Wie zum Beispiel die Geschichte vom Kautschukboom in Brasilien am Ende des 19. Jahrhunderts, dem ganze Landstriche und Völker zum Opfer fielen, damit im fernen Europa die junge Autoindustrie in Gang kommen konnte. Nach den Segeln der christlichen Seefahrt, mit denen die Globalisierung begann und die sich als Kolonialismus manifestierte, kamen die Reifen. Und in jüngerer Zeit die Container: „Es reisen um die Welt die Waren.“ Wenn einst der Kautschuk abgeerntet sein wird und die Oberflächen zerstört sein werden, geht es an die tieferen Schichten der Erde, um Erze, Kohle, Edelmetalle und dann irgendwann die „seltenen Erden“ für Smartphones hochzuschaffen.

Dass die Ausbeutung der Natur in kulturimperialistischer Geste als Akt der Kultivierung erzählt wurde, davon zeugt das Teatro Amazonas, jene durch die Kautschukgewinne finanzierte Oper in Manaus. Werner Herzog und Klaus Kinski haben ihr mit „Fitzcaraldo“ ein filmisches Denkmal gesetzt: „EINIGE DEUTSCHE GUMMIBARONE DIE SICH SO DARÜBER FREUEN DASS BALD DER CARUSO WIRD SINGEN IN DER OPER ODER WARS DER KINSKI AUF JEDEN FALL EINE OPER HIER IM AMAZONAS DAS FORDERN SIE“.

Die Geschichte einer Familie von Wendeverlierern in Ostdeutschland erzählt exemplarisch vom globalen Siegeszug des Kapitalismus und seiner nach dem Fall der Mauer nun grenzenlosen Gierdynamik. Der Vater will in der neuen Zeit der Glücksritter als selbstständiger „freier mechanikermensch“ mit seiner Autowerkstatt einen Teil vom Kuchen, die Mutter sieht hellsichtig das Scheitern voraus, die Tochter wird irgendwann das wenige Ersparte der Eltern zur Finanzierung ihres prekären Lebens als freiberufliche Tänzerin verbrauchen – die Kulturschaffende als Paradebeispiel neoliberaler Selbstaussbeutung.

„schon wieder die neunziger“, hört man den Chor im Stück: „eine zeit / in der alles möglich eine parade der gleichberechtigung / und dahinter weltfrieden geld markt befreiung / und all die heilsversprechen“. Nicht nur Kohls blühende Landschaften werden zu Enttäuschungen: „es ziehen vorüber meh rere finanzkrisen / ein jahrhundert eine industrielle revolution / und das glück das versprochen wurde / treibt daneben her aufgedunsen / langsam zersetzt sich ein körper im meer“.

Die 1990er sind die Zeit, in der die neoliberale Wende den entscheidenden Schub ins Katastrophische nahm. Mit dem Wegfall eines alternativen Wirtschaftssystems, das zumindest in der Theorie auf gleiche Verteilung angelegt war und durch seine pure Existenz schlimmere kapitalistische Auswüchse moralisch erschwerte, wurde die Deregulierung der Wirtschaft vorangetrieben. Die Nationalstaaten zogen sich aus der sozialen Verantwortung immer mehr zurück und ergaben sich der Logik des Systems, nach der das Wachstum vor allem den Unternehmen zugutekommen soll. Die „unsichtbare Hand des Marktes“, ein vielfach missverständener Begriff von Adam Smith, würde schon alles regeln und der erwirtschaftete Reichtum in der Gesellschaft von oben nach unten sickern und irgendwie dann allen zugutekommen.

Diese Annahme hat sich nicht verwirklicht, weder in Deutschland, wo die vielzitierte Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinandergeht, noch im Verhältnis zwischen globalem Norden und Süden. Auf soziale Gleichheit war das System ohnehin nicht angelegt, wer unternehmerische Leistung vollbringt und Risiko trägt, soll reicher sein. Die Feinde des neoliberalen Denkens sind starke Staaten mit „übermäßigen“ Sozialleistungen (dagegen helfen Hartz-4-Gesetze) und „übermäßiger“ staatlicher Regulierung des Marktes (dagegen helfen Freihandelsabkommen wie TTIP, in denen auch die Kultur als Dienstleistung behandelt wird, die sich dann auf dem freien Markt bewähren muss). Einem enthemmten Profitstreben wird eine globale Infrastruktur auch von den Staaten, also ihren steuerzahlenden Bürgern, zur Verfügung gestellt, die Gewinne aber gehen an weltweit operierende Unternehmensgebilde, denen selbst kleinste Gewinnmargen je produzierter Einheit ausreichen, denn die Masse macht es.

Auch die Masse der ausgebeuteten Arbeiter*innen wie zum Beispiel in der Textilindustrie. Es wird auch die Geschichte eines chinesischen Paares erzählt, das sich mit dem Zug auf den weiten Weg von Henan Zhengzhou nach Prato in der Toskana aufmacht, nur um dort in einer chinesischen Nähfabrik dieselben grauenvollen Arbeitsbedingungen vorzufinden wie in China und schließlich den Tod: „das paradies hat er immer gesagt das paradies erwartet uns die ganze strecke die wir gefahren sind von henan zhengzhou ost nach prato macrolotto“. In „paradies“ reisen um die Welt nicht nur die Waren, sondern auch die Menschen, die fliehen vor Krieg, Hunger und Naturzerstörung.

Es wird erzählt von einer Handvoll Reisender „im ewigen ICE der spätmoderne“, eine menschliche Ewigkeitskomödie, die sich aus Alltäglichem speist. Sie rasen durch eine vereiste Welt, bis es zum Knall kommt. Zwei nachkatastrophische Beckett-Figuren, Postparzen genannt, können zur Menschheit nur noch konstatieren: „wir werden verschwunden sein das licht der sonne kommt nicht aus einer hoffnungsfrohen zukunft es kommt aus einer unausweichlich immer schon vergangenen zukunft und es verkündet uns bereits jetzt dass wir gewesen sein werden“.

Donna Haraway sieht den Ausweg nicht darin, den real existierenden Sozialismus einfach nur wiederzubeleben. Naturzerstörung war auch die Folge eines marxistischen Fortschrittsbegriffs. Sie plädiert dafür, in ein Zeitalter fortdauernden Lernens einzutreten und „die bislang Verdrängten, etwa indigene Bevölkerungen oder aussterbende Tierarten“ als einen Teil der Erde zurückzugewinnen. Dem Sediment vielleicht die Geschichten abzulauschen. Denn „human“ komme nicht von „homo“, „Mensch“, sondern von Humus. Wir sind nichts weiter als Kompost: „we are all compost, not posthuman“.

Remsi Al Khalisi

Thomas Köck

paradies fluten / hungern / spielen

Premiere am 14. März 2020 | Große Bühne

Regie: Cilli Drexel

Mit: Katharina Brenner, Clara Kroneck, Marie-Paulina Schendel, Daniel Seniuk, Stephan Ullrich, Eric Wehlan

Dieser Beitrag erschien in der Theaterzeitung

„ZUGABE!“ am 29.02.2020.

